

Jutta Maria Herrmann

Amnesia – Ich muss mich erinnern

Über die Autorin:

Mitte der Achtziger strandete die Saarländerin Jutta Maria Herrmann in der Hauptstadt Berlin. Nach einer Ausbildung als Buchhändlerin studierte sie hier Germanistik und Filmwissenschaften, sympathisierte mit der Hausbesetzerzene und stürzte sich ins Nachtleben. Sie war u. a. als Buchhändlerin, Putzfrau, Sekretärin, Synchronrehabuch-Autorin, Veranstalterin von Punkkonzerten tätig und arbeitete lange Jahre als Assistentin in der Politikredaktion einer Tageszeitung. Heute lebt sie als freiberufliche Autorin mit ihrem Mann, dem Autor Thomas Nommensen, vor den Toren Berlins im brandenburgischen Panketal.

Amnesia – Ich muss mich erinnern ist 2017 erstmals im Knauer Verlag erschienen. Die Neuauflage wurde überarbeitet und mit einem neuen Cover versehen.

Von Jutta Maria Herrmann sind folgende Titel erschienen:

Böse bist du (Gewinner des Kindle Storyteller Award 2019)

Schuld bist du

Nichts wird bleiben von dir (ehemals Hotline)

Ich bringe den Tod

... sonst tot (Kurzthriller zusammen mit Thomas Nommensen)

JUTTA MARIA
HERRMANN

AMNESIA

Ich muss mich erinnern

PSYCHOTHRILLER

Amnesia – Ich muss mich erinnern ist erstmals 2017
im Knaur Verlag erschienen.
Die vorliegende Ausgabe wurde komplett überarbeitet.

Überarbeitete Neuausgabe April 2021
© Jutta Maria Herrmann

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung der Autorin wiedergegeben werden.

Coverabbildung: shutterstock.com
Covergestaltung und Satz: Saskia Calden (saskia-calden.de)
Lektorat und Korrektorat: Heidemarie Rabe
(rabe.heidemarie47@googlemail.com)

Jutta Maria Herrmann
Grünewaldstraße 14
16341 Panketal

Für Katharina

*Möge dort, wo Du jetzt bist, die Sonne
für Dich scheinen.*

PROLOG

Vorwitzig blinzelt sich ein schmaler Lichtstrahl an mir vorbei ins Wohnungsinnere. Er gleitet über den Schlüsselbund auf der Garderobenablage, verweilt wie liebkosend auf dem kleinen Flugzeuganhänger und bringt das stumpfe Silber für einen Moment so zum Funkeln, als hätte es gerade erst jemand auf Hochglanz poliert. Ich drücke die Tür hinter mir zu. Das Schloss rastet mit einem unnatürlich lauten Knacken ein. Anhänger und Schlüssel versinken im Dunkel. Stille umfängt mich. Fast kann ich sie fühlen, so tief scheint sie zu sein. Die Wohnung atmet eine Trostlosigkeit aus, eine Leere, die sich wie ein schwerer Schatten auf mich legt und mich niederzudrücken droht. Ich ahne es, noch bevor ich das karierte Blatt Papier auf der Ablage entdecke, achtlos aus dem danebenliegenden Block herausgerissen, auf dem Sven seine Wohnungsschlüssel platziert hat.

Leb wohl.

Die ungelenk hingekritzelter Buchstaben, die immer ein bisschen aussehen, als würde ein Erstklässler mit der Zungenspitze zwischen den Lippen verzweifelt Schönschrift üben, sind unverkennbar. Sven ist Bildhauer. Steine und Holz sind sein Material, mit Worten hat er es nicht so. Trauer überflutet mich wie ein kalter Regenguss.

Leb wohl.

Die Tasche gleitet mir von der Schulter und schlägt mit einem dumpfen Laut auf dem Boden auf.

Es wäre gelogen, wenn ich behaupten würde, es würde mich aus heiterem Himmel treffen. Natürlich habe ich bemerkt, wie er sich immer mehr in sich zurückgezogen hat. Wie er sich davor scheute, mich zu berühren. Unmerklich zurückschrak, wenn ich mich ihm näherte und zusammenzuckte, wenn ich ihn anfasste. Als hätte ich eine ansteckende Krankheit. Dabei habe ich nur Krebs. Lungenkrebs, um genau zu sein. Unheilbar. Todbringend. Aber keineswegs ansteckend.

Dennoch kann ich verstehen, dass er sich davongestohlen hat. Wie soll man auch mit jemandem leben, der unwiederbringlich dem Tod geweiht ist? Ich schaffe es ja selbst kaum, mit diesem Wissen weiter zu existieren. Ein Jahr noch, *höchstens*, betonte die Ärztin mit den kalten Augen im Krankenhaus erst neulich wieder.

Sie wissen, wie es um Sie steht. Machen Sie sich da besser keine falschen Hoffnungen.

Worte, die sich in mein Gedächtnis eingebrannt haben und mich hinterrücks überfallen, wenn ich am wenigsten damit rechne.

Es gibt Dinge, die man so genau gar nicht wissen möchte. Dinge, die den letzten Rest Hoffnung, an den man sich klammert, mit einem einzigen Schlag zunichtemachen. Aber das scheint einige Ärzte nicht zu interessieren. Für sie bist du nichts weiter als ein Fall, mehr oder minder interessant, reduziert auf eine Tumorformel und die statistische Überlebensrate. Vielleicht müssen sie dich so sehen, um nicht selbst unterzugehen in all dem Leid, das ihnen Tag für Tag aufs Neue begegnet.

Sven ist mein Anker gewesen, mein bedingungsloser Rückhalt in diesem beschissenen letzten Jahr. Er war für mich da und blieb an meiner Seite, als ich mir vor Angst

vor der ersten Chemo fast in die Hosen gemacht hatte. Als mir nach der zweiten die Haare büschelweise ausfielen. Als ich mir die Seele aus dem Leib kotzte.

Und nun ist er weg.

Gegangen. Und hat mir nur zwei Worte dagelassen. Worte, die in meiner Situation wie blanker Hohn klingen.

Leb wohl.

Ein Schluchzen kriecht in mir hoch, bleibt wie ein Fremdkörper in meiner Kehle stecken. Tränen brennen in meinen Augen. Weinen kann ich sie nicht.

Ich atme tief durch, gehe langsam, wie von einem unsichtbaren Band gezogen auf die geschlossene Tür am Ende des Flurs zu. Dahinter liegt Svens Reich, *mein Refugium*, wie er es nennt. Nannte, korrigiere ich mich. Mit den Fingerspitzen berühre ich das kühle Metall der Klinke, seltsam scheu, als würde ich etwas Verbotenes im Schilde führen. Ich fürchte mich vor der Leere, die mich hinter der Tür erwartet. Eine Weile verharre ich so, dann umfasse ich die Klinke fest mit einer Hand und drücke sie herunter. Die Tür lässt sich nicht öffnen. Ich stutze und versuche es gleich noch einmal. Mit dem gleichen Ergebnis. Merkwürdig. Wieso verschließt Sven sein Zimmer, lässt aber den Wohnungsschlüssel zurück? Vielleicht hat er ihn ja nur vergessen? Die Hoffnung erlischt so schnell, wie sie aufgeflackert ist.

Leb wohl.

Das ist an Eindeutigkeit wohl kaum zu überbieten.

Noch mal rüttele ich an der Klinke, drücke sie hoch und runter, womöglich klemmt sie ja nur. Ich stemme mich gegen das Türblatt. Aber nichts passiert. Die Tür gibt nicht nach. Sie ist und bleibt verschlossen.

Unvermittelt beginnt sich alles um mich herum zu dre-

hen. Die Wände auf beiden Seiten krümmen sich, kippen mir entgegen. Das Weiß der Tapeten verschwimmt zu einem dunklen Grau, färbt sich dann tiefschwarz. In rascher Folge bilden sich Beulen, als würde jemand von der Rückseite in blinder Wut gegen die Wände boxen. Unter mir bricht der Boden weg. Mein Magen hebt sich. Ich verliere jeglichen Halt, stürze ins Leere, einem Abgrund entgegen. Immer schneller und schneller. Mein Mund öffnet sich zu einem Schrei.

Als ich zu mir komme, kauere ich vor Svens Zimmer auf dem Boden, mit dem Rücken an der Tür. Meine Zähne schlagen unkontrolliert aufeinander. Noch nie in meinem Leben ist mir so kalt gewesen. Mein Inneres scheint zu einem Eisblock gefroren. Ich umschlinge mit beiden Armen meinen Oberkörper und wiege mich vor und zurück. Über meine Lippen kommen abgehackte Wimmerlaute.

Ich weiß nicht, wie lange ich so dahocke, zusammengekrümmt, am ganzen Körper zitternd und verzweifelt versuche, das Panikgefühl niederzukämpfen, das meinen Brustkorb wie ein eisernes Korsett einschnürt und mir jeglichen Raum zum Atmen zu nehmen droht. Ein kläglicher Rest meines Verstandes klammert sich fest an den Worten der Therapeutin aus der Reha: »Jedes Gefühl der Angst, und sei es noch so erdrückend, verfliegt wieder. Manchmal ist Aushalten die einzig mögliche Strategie.« Ich hoffe so sehr, dass sie auch dieses Mal recht behält.

Ich presse beide Hände fest auf den Boden, schaffe es irgendwie, auf die Knie zu kommen. Kurz verharre ich in dieser Position und stemme mich dann hoch. Mit einer Hand taste ich mich an der Wand entlang. Der Boden ist eine klebrig zähe Masse, die sich an meine Fußsohlen pappt und jeden Schritt vorwärts zu einer fast übermensch-

lichen Anstrengung werden lässt. Der Flur ist eine lange, schmale Röhre, die sich ins Endlose dehnt. Das Keuchen meines Atems dröhnt mir wie der Lärm eines nahen Flugzeugs in den Ohren. In unerreichbarer Ferne erspähe ich meine Tasche auf dem Boden vor der Garderobe. Als ich sie endlich erreiche, schreit jeder einzelne Muskel meines Körpers vor Schmerz.

Mit steifem Rücken beuge ich mich hinunter und nehme die Tasche auf. Fahrig durchsuche ich die Seitenfächer nach dem Tablettenstreifen. Eine Schrecksekunde lang befürchte ich, ihn verloren zu haben. Dann ertasten meine Finger die steife Folie des Blisters und ich stoße einen Seufzer der Erleichterung aus. Der Weg anschließend in die Küche fällt mir schon leichter. Ich drehe den Hahn auf und fülle ein Glas mit Wasser. Sorgsam platziere ich die zweite Hälfte der Tablette, die ich eigentlich erst heute Abend kurz vorm Zubettgehen hatte nehmen wollen, mittig auf meiner Zunge und spüle sie mit einem kleinen Schluck Wasser hinunter.

Minutenlang verharre ich in dieser Position und mache nichts anderes, als mechanisch ein- und auszuatmen. Allmählich zeigt das Bromazepam seine Wirkung. Eine angenehme Ruhe beginnt sich in mir auszubreiten. Meine verkrampften Muskeln lockern sich und mein Atem fließt gleichmäßiger. Das Panikgefühl beginnt abzuklingen und macht einer trügerischen Gelassenheit Platz. Nur das Pochen hinter meiner Stirn hält unvermindert an.

Keine Ahnung, wieso mir ausgerechnet in diesem Augenblick meine Familie in den Sinn kommt. Ich habe seit Jahren nur noch sporadisch Kontakt zu meiner kleinen Schwester und zu meiner Mutter. Der Besuch zu ihrem sechzigsten Geburtstag vor vier Jahren war eher meinem

schlechten Gewissen geschuldet als dem Bedürfnis, sie wiederzusehen. Kristin hat mich früher häufiger in Berlin besucht. Ich kann mich erinnern, dass ich sie kaum zu Gesicht bekommen habe, da sie Tag und Nacht auf Achse war. Aber mit der Zeit sind Kristins Besuche bei mir seltener geworden, irgendwann blieben sie ganz aus. Meine Mutter war nicht ein einziges Mal hier.

Kristin und meine Mutter, das sind die beiden Menschen, auf die sich meine Familie mittlerweile beschränkt. Es gibt zwar noch eine Tante, die Zwillingsschwester meines verstorbenen Vaters, aber die ist mit Mitte zwanzig in einem Aschram in Indien untergetaucht und hat seither nichts mehr von sich hören lassen. Angeblich soll ich nach ihr geraten sein. Sagt meine Mutter. Auf den wenigen Fotos, die es von ihr gibt, habe ich jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit mir entdecken können. Möglicherweise hat meine Mutter nicht auf das Äußere angespielt, sondern auf den unsteten Charakter, den ich ihrer Meinung nach ebenso habe wie meine Tante.

Sven hat mir in den letzten Wochen ständig in den Ohren gelegen, ich solle meine Schwester und meine Mutter besuchen und ihnen von meiner Erkrankung erzählen. Aber irgendetwas in mir sperrte sich allein bei dem Gedanken daran. Ich sah keine Veranlassung, es ihnen mitzuteilen. Wozu auch? Sie hatten sich die ganzen letzten Jahre nicht groß um mich geschert. Uns verbindet nichts, bis auf die Tatsache, dass wir verwandt sind. Dennoch überfällt mich ganz unvermittelt das Bedürfnis, in ihrer Nähe zu sein, mit einer Wucht, die mich gleichzeitig erstaunt und schmerzt. Ja, denke ich, ich möchte bei meiner Familie sein. Leise füge ich hinzu: »Ich möchte nicht allein sein, wenn ich sterbe.«

Meine Kehle wird eng und meine Augen füllen sich mit Tränen. Schnell blinzele ich sie weg. Dann straffe ich meine Schultern, als müsse ich mich gegen was auch immer wappnen, und betrete unser gemeinsames Schlafzimmer. Mein Blick streift das zerwühlte Bett, in dem ich erst gestern Seite an Seite mit Sven eingeschlafen bin. Es kommt mir vor wie in einem anderen Leben. In der Luft schwebt noch ein Hauch von seinem Rasierwasser. Zögernd schiebe ich die Türen des massiven Holzschrankes auseinander. Für einen Augenblick bringt mich der Anblick von Svens Kleidung, die nicht mehr als ein Fünftel des Schrankinhalts ausmacht, aus der Fassung. Wieso ist er gegangen und hat mir seine Sachen dagelassen? Wollte er einen kompletten Neuanfang ohne irgendwelche Altlasten? Es sieht ganz danach aus, beantworte ich mir meine Fragen selbst.

Die Traurigkeit weicht schlagartig einem Gefühl ohnmächtiger Wut. Ich werde ihn anrufen und ihn zur Rede stellen. Er kann mich doch nicht von jetzt auf gleich abservieren. Nicht nach so langer Zeit. Ich zerre das Handy aus der Seitentasche meiner Cargohose. Was soll ich sagen? Soll ich ihn beschimpfen? Ihm Vorwürfe machen? Ihn anbetteln, dass er zu mir zurückkommt? Ich lasse das Handy sinken und stecke es wieder weg.

Ich muss hier raus. Weg aus dieser Wohnung, in der mich alles an Sven und unsere gemeinsame Zeit erinnert. Ein Schluchzen steigt in meiner Kehle hoch. Ich würgte es hinunter. Jetzt bloß nicht heulen. Wie ferngesteuert ziehe ich die Reisetasche vom Schrank, wedele die auffliegenden Staubflusen weg und werfe wahllos irgendwelche Kleidungsstücke in die Tasche. Anschließend haste ich ins Bad, schnappe mir die Kulturtasche, stopfe Zahnbürste, Zahnpasta, Cremetuben und alles, was mir sonst noch in

die Finger fällt, hinein, reiße Mantel und Umhängetasche vom Garderobenhaken, vergewissere mich, dass die Tablettenpackung im Seitenfach der Tasche ist, und verlasse im Eilschritt die Wohnung.

ERSTER TAG

»Du?«

Meine Mutter starrt mich so entgeistert an, dass ich es endgültig bereue, meinem Gefühl und nicht meinem Verstand gefolgt zu sein. Schon während der langen Zugfahrt sind mir erste Zweifel gekommen. Als ich in Kaiserslautern auf den Anschlusszug gewartet habe, war ich kurz davor gewesen, umzukehren und nach Berlin zurückzufahren. Allein der Gedanke an meine leere Wohnung hielt mich davon ab.

Und jetzt stehe ich hier vor meiner Mutter, fühle mich wie eine Bittstellerin und frage mich, was ich eigentlich erwartet habe. Dass sie mir vor Freude um den Hals fällt und Tränen der Rührung über das unverhoffte Wiedersehen mit ihrer ältesten, der verlorenen Tochter vergießt? Wenn ich bloß nicht so müde und ausgelaugt nach der langen Zugfahrt wäre, ich würde auf der Stelle kehrtmachen und ohne ein weiteres Wort gehen.

»Ja, ich«, antworte ich stattdessen und verziehe den Mund zu so etwas wie einem Lächeln, obwohl mir gerade eher zum Heulen zumute ist.

»Was machst du denn hier?« Sie kneift die Augen zusammen und mustert mich abschätzig von oben bis unten.

Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, findet meine Erscheinung wenig Gefallen vor ihren Augen. Auch das ist

nichts Neues für mich. Dennoch verletzt mich ihre unverhohlenen zur Schau getragene Missbilligung immer wieder aufs Neue. Das Kind in mir möchte ihr offensichtlich nach wie vor auf Teufel komm raus gefallen.

Ich bleibe einen Tag, schlafe aus, und dann fahre ich nach Berlin zurück, beschließe ich sofort und sage: »Dich«, ich zögere und füge hinzu, »euch besuchen.«

»Hättest du nicht vorher Bescheid sagen können? Ich bin in keiner Weise für Besuch gerichtet«, antwortet sie erwartungsgemäß.

Ich kann auch wieder gehen, liegt mir auf der Zunge. Ganz das bockige Kind. Ein Automatismus, der in Gegenwart meiner Mutter wie von selbst einrastet. Da tritt sie plötzlich zur Seite, als hätte sie meinen Gedanken erraten, und bittet mich mit einer ausholenden Geste ins Haus.

»Komm endlich rein«, sagt sie. In ihrer Stimme schwingt ein ungeduldiger Ton mit. Sie reckt den Hals, wirft einen schnellen Blick nach rechts, dann nach links, als wolle sie kontrollieren, ob einer der Nachbarn etwas mitbekommen hat.

Ich folge der Aufforderung und trete in die geräumige Diele.

Eine wohltemperierte Kühle empfängt mich. Ich stelle meine Reisetasche vor dem Garderobenschrank ab, zerre mir die Sandalen von den Füßen und schlüpfte in die Filzpantoffeln, die meine Mutter für Besucher bereithält.

»Du siehst schlecht aus«, stellt sie nach eingehender Musterung fest.

Das ist ihr Standardkommentar zu meinem Äußeren, den sie bislang noch jedes Mal bemüht hat, wenn wir uns längere Zeit nicht gesehen hatten. Wie üblich lasse ich ihn unkommentiert, auch wenn der Ärger ungut in meinem